

Internationaler Literaturpreis



Haus der
Kulturen der Welt

Shortlist
2024

Der Internationale Literaturpreis zeichnet sich dadurch aus, dass Schriftsteller*innen und Übersetzer*innen gemeinsam gewürdigt werden. Dieser Blick in die Welt, der über kulturelle und nationale Grenzen hinausgeht und die Vollendung eines Werks auch in seiner Übersetzung entdeckt, dürfte in der deutschen Preislandschaft einzigartig sein. So erreichen die Jury in jedem Jahr Stimmen und Perspektiven aus vielen Teilen der Welt, eingesandt von Verlagen aus dem gesamten deutschen Sprachraum.

Die Kunst des Übersetzens liegt unter anderem darin, die Zielsprache für vielfältige kanonische Bezüge zu öffnen. Die Werke erkunden Sprache als einen Erlebnisraum. Ihre Erzählzugänge sind vielschichtig: In *Wenn es an Licht fehlt* tritt – anknüpfend an die süd-amerikanische Modifikation des realistischen Romans – dem Authentizitätsbegehren der Gegenwart die Geschichte einer über drei Kontinente verteilten realen Familie im 20. Jahrhundert gegenüber. Die Rückkehr zum US-amerikanischen Abenteuerroman des 19. Jahrhunderts durch *James* wird zu einer Korrektur des westlichen Literaturkanons – der Roman ergänzt nicht nur die Klassiker Mark Twains um eine wichtige Stimme, sondern versprachlicht die Emanzipation des Versklavten

Jim durch seine Abkehr von einer Grammatik der Unterdrückung. In *Meine Katze Jugoslawien* erweist sich post-jugoslawischer Surrealismus als Angebot für die künstlerische Verarbeitung eines intergenerationalen Traumas. Die Hinwendung des Romans *Kibogos Himmelfahrt* zu mündlichen Erzählformen erweitert die Literaturtradition, in die sich ein Schreiben der Gegenwart auch auf Deutsch stellen kann – Figuren werden Teil von Mythen, Legenden und kollektiven Erfahrungen. *Meine Männer* erzählt eine Auswanderergeschichte im 19. Jahrhundert und zeigt in einer radikal verdichteten Sprache, wie weibliche Körperlichkeit zum Schauplatz und Ausgangspunkt von Gewalt wird. Und wo der Klang verstummt, ermöglicht die Form des Romans *Quallen haben keine Ohren* mit einer Erzählung über Gehörlosigkeit eine Haptik der Sprache.

Aus dem Spanischen, Englischen, Finnischen, Französischen und Norwegischen sind die Werke der diesjährigen Shortlist mit gebührender Zurückhaltung oder mit eigenen Kunstsprachen, mal körperlich, mal in die Nacht gesprochen in den Erlebnis- und Bezugsraum des deutschsprachigen Lesens übertragen worden.

– **Deniz Utlu für die Jury**

Die Jury

ASAL DARDAN, 1978 in Teheran geboren, ist Autorin und Publizistin. Für ihren Text „Neue Jahre“ wurde sie 2020 mit dem Caroline-Schlegel-Preis für Essayistik ausgezeichnet. Ihr Essayband *Betrachtungen einer Barbarin* wurde 2021 für den Deutschen Sachbuchpreis und 2022 für den Clemens-Brentano-Preis nominiert. Als freie Autorin schreibt sie mit Fokus auf gesellschaftspolitische Themen unter anderem für *Zeit Online* und *Die Presse*. Dardan lebt und arbeitet in Berlin und auf der schwedischen Insel Öland.

IBOU COULIBALY DIOP, 1979 in Segatta geboren, ist Literaturwissenschaftler, Kurator und Dozent. Er ist Jurymitglied von Resonanzen – Schwarzes Literaturfestival, kuratiert von Sharon Dodua Otoo, und veröffentlicht regelmäßig zur Literatur der Transkulturalität und zur Bedeutung der afrikanischen Literatur in der Welt von morgen. Für den Berliner Senat erarbeitet er ein Erinnerungskonzept Kolonialismus, für die Stiftung Stadtmuseum Berlin ist er in der Kompetenzstelle Dekolonisierung tätig. Diop lebt und arbeitet in Berlin.

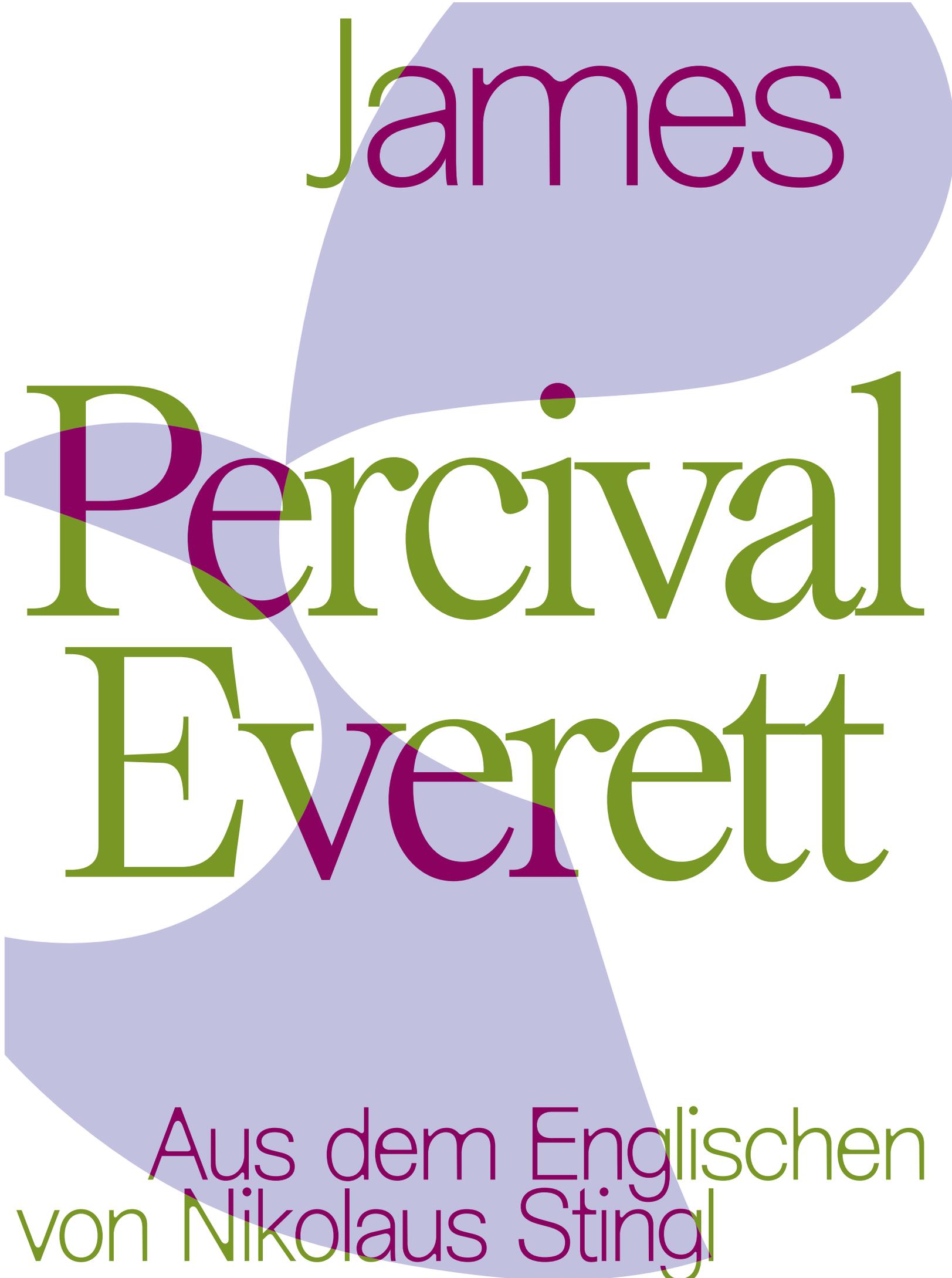
BEATRICE FASSBENDER, 1972 in Reinbek geboren, ist für den Berenberg Verlag und die Nordischen Botschaften tätig und arbeitet als Journalistin, Moderatorin und Übersetzerin. Sie hat Lyrik und Prosa unter anderem von Eliot Weinberger, Priya Basil, Jeffrey Yang und Kathy Acker übertragen. Sie war Wirtin in Residence bei Art Omi im Ledig House, New York sowie Stipendiatin des Banff International Literary Translation Centre und des Deutschen Übersetzerfonds. Sie ist Herausgeberin der Anthologie *New York. Eine literarische Einladung* (2014). Fassbender lebt in Berlin.

KHUÊ PHẠM, 1982 in Berlin geboren, ist Journalistin und Schriftstellerin. Für ihre journalistische Arbeit wurde die *Zeit*-Redakteurin mit dem Deutschen Reporter:innenpreis ausgezeichnet und für den Egon-Erwin-Kisch-Preis nominiert. Ihr Debütroman *Wo auch immer ihr seid* (2021) ist eine literarische Annäherung an die eigene Familie. Mit Alice Bota und Özlem Topçu veröffentlichte sie *Wir neuen Deutschen* (2012), das von Einwandererkindern und ihrem Platz in Deutschland handelt. Pham lebt und arbeitet in Berlin.

OLGA RADEZKAJA, 1965 in Amberg geboren, ist Übersetzerin. Sie hat unter anderem Werke von Viktor Schklowski, Bořis Poplawski, Mařia Stepanova und Polina Barskova ins Deutsche übertragen. Für ihre Arbeit wurde sie vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Brücke Berlin Literatur- und Übersetzungspreis 2020 (zusammen mit Mařia Stepanova) und dem Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW 2019. Sie ist außerdem Redakteurin bei der Zeitschrift *Osteuropa*. Radetzkaja lebt und arbeitet in Berlin.

CIA RINNE, 1973 in Göteborg geboren, ist Dichterin und Künstlerin. Sie studierte Philosophie und Sprachen in Frankfurt, Helsinki und Athen. Ihre Arbeiten wurden international in Galerien und Museen ausgestellt, zuletzt in der Marabouparken konsthall in Stockholm. Sie ist Trägerin des Prix littéraire Bernard Heidsieck-Centre Pompidou 2019 und Autorin der Libretti *Wasting my Grammar* (2024), einer Partitur für das Ensemble Neue Vocalsolisten, und *Science Frictions* (2023). Ihr Buch *sentences* (2019) stand auf der Shortlist für den Prix du livre d'artiste Bob Calle. Rinne lebt und arbeitet in Berlin.

DENİZ UTLU, 1983 in Hannover geboren, ist Schriftsteller und Essayist. Für seinen Roman *Vaters Meer* (2023) erhielt er den Bayerischen Buchpreis sowie den Literaturpreis der LiteraTour Nord und den Sonderpreis des Literaturpreises der Europäischen Union, ein Auszug daraus war vor der Veröffentlichung mit dem Alfred-Döblin-Preis prämiert worden. 2019 erschien der Roman *Gegen Morgen*. Sein Roman *Die Ungehaltenen* (2014) wurde im Maxim Gorki Theater für die Bühne adaptiert. Utlı forscht am Deutschen Institut für Menschenrechte in Berlin zu internationaler Menschenrechtspolitik. Er lehrt Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig sowie am Institut für Sprachkunst Wien. Utlı lebt und arbeitet in Berlin.



James

Percival
Everett

Aus dem Englischen
von Nikolaus Stingl

“Can I ask you somethin’?”

“Course.”

“Why you think Pap hates me?”

“Hate be a strong word,” I said.

“Well, what else you call it?”

“I reckon dat what you call it.”

“He hates you, too,” Huck said.

Wir stiegen in das Kanu und legten uns darin hin. Ich fragte den Jungen, ob alles in Ordnung sei, und er sagte, ihm sei kalt. Ich sagte ihm, er solle seine nassen Kleider ausziehen und sich mit dem Tuch zudecken, in das ich den getrockneten Fisch eingewickelt hatte. Ich zog mein Hemd aus und versuchte, es auszuwringen, so gut es ging.

„Hassu meine Familie gesehn?“, fragte ich.

„Von weitem“, sagte er. „Sah so aus, als gings ihnen gut. Sie haben traufig gekuckt.“

„’s hassu noch gesehn? ’s hassu rausgekrüegt?“

Seine Geschichte zu erzählen ließ ihn vergessen, wie kalt ihm war und wie elend er sich fühlte. „Als Erstes bin ich an dem Strand gelandet, dem kleinen direkt vor dem Haus von Stinsons, wo der Zaun mit Trauben zugewachsen is.“

„Chkenn die Stelle.“

„Da war so ne Lady in nem Schuppen. Ich weiß nich, ob das ne Stinson war oder nich. Sie war groß, fast so groß wie du. Ehrlich gesagt hat sie wie’n Mann ausgesehen. Hatte richtig große Hände. Ich bin wohl ziemlich nass und matschig geworden, weil sie mich nämlich zu sich gerufen hat. Sie hat mich Mädchen gerufen. Nich zu fassen.“

„Ach ja?“

„Aber ich glaub, die hat das gar nich wirklich geglaubt. Sie hat mich dauernd so angestarrt. Aber sie wollt sich gern unterhalten und hat mir erzählt, dass die Leute nach meinem Mörder suchen. Sie hat nich mein Mörder gesagt, sondern ‚Hucks Mörder‘. Sie hat gesagt, zuerst hätten’s die Leute Paps in die Schuhe geschoben und ihn beinah aufgehängt.“

„Ham sie aber nich“, sagte ich.

„Nein. Woher weißt du das?“

„Geraten.“

„Sie hat gesagt, dann hätten sie gedacht, dass du’s warst, wo mich umgebracht hat.“

Mir wurde bang ums Herz.

„Ich hab die ganze Zeit gedacht, die weiß, dass ich das bin, mit dem sie da redet. Jedenfalls haben sie dann wieder gedacht, es war Pap Finn. Wahrscheinlich weil er aus der Stadt abgehauen is und keiner ihn mehr gesehen hat. Auf ihn sind zweihundert Dollar Kopfgeld ausgesetzt.“ Er hielt inne.

„Was?“

„Und für dich gibt’s dreihundert Dollar Belohnung.“

Ich sagte nichts.

„Ich hab mich in die Stadt geschlichen, mal sehen, ob ich Tom Sawyer finden kann. Hab gedacht, er könnt uns vielleicht helfen. Aber alle Kinder waren eingesperrt, weil draußen n Kindermörder frei rumlief. Jedenfalls hab ich mir das gedacht.“

„Hassu wen reen hörn?“

„Ich hab Richter Thatcher mit jemand reden hören, aber was die gesagt haben, wusst ich schon von der Lady.“

„Aber mit Sklaven hassu nich gered?“

Er schüttelte den Kopf. „Die eine Nacht hab ich in Miss Watsons Schuppen geschlafen. Ich hab mich in die Küche geschlichen und uns n paar Kerzen und Streichhölzer besorgt. Käse hatt ich auch welchen, aber den hab ich verloren. Dann hab ich das Kanu nich gefunden. Ich hab mich in der Scheune von der Lady versteckt, aber ich hab das Gefühl gehabt, sie weiß, dass ich da

bin. Als ich das Boot gefunden hab und losgefahren bin, hab ich n paar Männer gesehen, die mir gefolgt sind. Jedenfalls hab ich gedacht, sie folgen mir.“

„Wie hat mein Frau ausgesehn?“

„Hab ich doch gesagt, traurig.“

„Un mein Kleine?“

„Traurig.“

Ich legte mich auf den Rücken, blickte zum Himmel auf, den ich nicht sehen konnte, und dachte darüber nach. Ich würde zurückkommen und meine Familie holen, das schwor ich mir.

Wir gelangten ans Ufer und versteckten uns im Wald. Am nächsten Morgen aßen wir etwas von unserem Vorrat. Beeren und Katzenwels. Unseren getrockneten Fisch und die Mehlkuchen, die Huck gestohlen hatte, hoben wir uns auf. Während wir ein Auge auf Boote hatten, die auf dem Fluss vorüberkamen, bauten wir ein bescheidenes Floß mit schrägem Schutzdach und zurrten es an unserem Boot fest.

„Ab jetzt fahrn wir nur nachts“, sagte ich ihm. „Am Tag könn wir fischen, essen un einfach schlafm.“

„Einverstanden.“ Huck wendete den Fisch, der an einem Stock überm Feuer brät. **„Kann ich dich mal was fragen?“**

„’türlich.“

„Was meinst du, warum Pap mich hasst?“

„Hass’n starkes Wort“, sagte ich.

„Was würdst’n du dazu sagen?“

„Scheinlich dasselbe wie du.“

„Dich hasst er auch“, sagte Huck.

„’türlich hasst er mich.

Ich bin’n Sklave.“

„Wieso muss er dich denn hassen, weil du’n Sklave bist?“

„Die Welt is numma so, Huck.“

„Nein, dich hasst er besonders.“

Ich nickte.

Die Dämmerung brach herein, und angesichts des Nebels erschien es uns unbedenklich aufzubrechen. Der Mississippi fließt schneller, als es den

Anschein hat. Aus ebendiesem Grund ist er beängstigend. Man kann sich in irgendwelchen Seitenarmen und Nebengewässern herumtreiben und sich vormachen, er fließe gemächlich, und dann kommt man auf den Strom hinaus, und es ist eine ganz andere Geschichte. Wegen des jüngsten Hochwassers mussten wir uns ziemlich weit vom Ufer entfernen, um uns nicht in Buschwerk oder Trümmerteilen zu verfangen. Das machte die Sache noch bedrohlicher. Von den Flussbooten aus waren wir nicht zu sehen, nicht, dass sie uns ausgewichen wären. Und obwohl sie reichlich Lärm machten, konnten wir die Schiffe im Nebel oft erst ausmachen, wenn sie uns schon sehr nahe waren. Ihr Kielwasser brachte uns kräftig ins Schaukeln, und das umso mehr, als unser Schutzdach uns kopflastig und ungleichgewichtig machte. Wir mussten viel Zeit dafür aufwenden, mit den beiden einzigen kleinen Blechbüchsen, die wir besaßen, Wasser auszuschöpfen. Die Arbeit war kräftezehrend.

Der Nebel lichtete sich, und wir konnten die Laternen der Flussboote auf der anderen Seite sehen. Wir sahen Fourmile Island. Es hatte den Anschein, als zöge sich die Insel ewig hin, und mir wurde bewusst, wie weit meine Familie von mir weg war. Dann schrie Huck auf, und ein Blick zurück zeigte mir ein riesiges Flussboot unmittelbar hinter uns. Es gab wohl ein Problem mit seinen Maschinen, denn es machte keinerlei Geräusch. Wir paddelten so kräftig wir konnten in Richtung Ufer. Ich spürte den Sog des Wassers.

„Schneller, Huck! Du muss reinhaun!“

„Mach ich doch!“, schrie er.

Wir neigten uns bedenklich zu dem Boot hin, dann, als hätte es sich entschieden, uns loszulassen, richteten wir uns wieder auf. Ich sah Huck an, und auch er wusste, was jetzt kam. Das Kielwasser. Wir klammerten uns an unserem kleinen Floß fest, so gut es

ging, nicht nur, um es am Kentern zu hindern, sondern auch, um es zusammenzuhalten. Das Kielwasser traf uns, eine Wasserwand. Wir verloren einen Teil unseres Schutzdachs. Die Welle durchnässte uns bis auf die Haut, und wir schaukelten heftig. Wir hielten uns mit einer Hand fest und schöpften aus Leibeskräften.

„Glaubst du an Jesus?“, schrie Huck.

„Ja“, sagte ich. „Aber vlleich bitts lieber du ihn um Hilfe. Was’n Sklave will, kümmert ihn scheints nich groß.“

Das Schiff war fort, wir schöpften weiter. Wir schaukelten weniger heftig.

„Hassu zum Herrn gebetet?“

„Bin gar nich dazu gekommen“, sagte Huck. „Wir haben’s trotzdem geschafft.“

„Sieht ganz so aus.“

Everett/Stingl: *James*, München: Carl Hanser Verlag, 2024, S. 67–71.

Mit diesem Roman erweitert Percival Everett den weltliterarischen Kanon. *James* ist eine grandiose Abenteuer-geschichte, eine Geschichte Schwarzer Rache, eine Geschichte der Emanzipation – in Anlehnung an den ersten großen US-amerikanischen Roman *Die Abenteuer des Huckleberry Finn*, erzählt aus der Perspektive des Versklavten James alias Jim. Hier steht die einstige Randfigur im Rampenlicht und schreibt ihre eigene Geschichte. Und zwar nicht mit den gebrochenen Worten, die Schwarzen Menschen früher von ‚weißen‘ Autor*innen in den Mund gelegt wurden, sondern mit dem Vokabular des gebildeten Mannes, der James ist. Die ‚vermeintlich einfältige Sprache der Versklavten wird zur Überlebenstaktik: ein künstliches Idiom, das Schwarze Kinder von den Eltern lernen, um die ‚Weißen‘ in Sicherheit zu wiegen. Eine übersetzerische Herausforderung, die Nikolaus Stingl brillant meistert.

– **Beatrice Faßbender**

PERCIVAL EVERETT, geboren 1956 in Fort Gordon, Georgia ist Schriftsteller und Professor für Englisch an der University of Southern California. Er hat über dreißig Romane veröffentlicht und wurde für sein Werk mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem PEN Center USA Award for Fiction, dem Academy Award in Literature der American Academy of Arts and Letters, dem Windham Campbell Prize und dem PEN/Jean Stein Book Award. Auf Deutsch erschienen bislang *God's Country* (2014), *Ich bin nicht Sidney Poitier* (2014) und *Ausradiert* (2008). Bei Hanser erschienen zuletzt die Romane *Die Bäume* (2023) und *Erschütterung* (2022).

NIKOLAUS STINGL, 1952 in Baden-Baden geboren, übersetzte unter anderem William H. Gass, Ben Lerner, Thomas Pynchon, Colson Whitehead und Emma Cline und wurde mit mehreren renommierten Übersetzerpreisen wie dem Paul-Celan-Preis und dem Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW ausgezeichnet.



Meine
Männer

Victoria
Kielland

Aus dem
Norwegischen
von Elke Ranzinger

Bella kjente eksistensens grunnleggende bevegelse, vuggende og kraftig. Ordene var så små og fremtiden fant henne overalt, – hvis Gud vil, vannlydene skvulpet. Hun lukket øynene, saltsmaken klistret seg til leppene og kjeven hennes strammet seg til den ble hard som stein.

Es war hier drüben sagenhaft schön, über Nellies Haus am Wasser waberte jeden Morgen ein wundersamer Nebel, grau und bedächtig schwebte er über dem See und den Hausdächern, ein Abglanz der Dunkelheit. Bella sah sich um, betrachtete die Möbel in der Stube, der Nebel hing so tief, dass durchs Fenster nur das Wasser und die Vögel zu sehen waren, sie hörte keinen Laut, sah nur in der Ferne einen weiten, reglosen Wasserspiegel. Kein Zweifel, es war nun schöner, als es gewesen war, und abends zeigten sich die Seerosen und schaukelten auf den kleinen Kräuselwellen. Trieben wie leuchtende Laternchen durchs Abenddunkel, schwammen geradewegs zu ihr in der Tiefe von Nellies Stube. **Bella spürte die elementare Bewegung der Existenz, kräftig und wogend. Die Worte waren winzig, und die Zukunft fand sie überall, – wenn Gott will, das Wasser plätscherte glucksend. Sie schloss die Augen, Salzgeschmack heftete sich an die Lippen, und der Kiefer spannte sich an, bis er hart war wie Stein.**

Irgendetwas war an den einfachen Bewegungen, die den Alltag jetzt füllten, Bella lernte rasch, ein Stück Stoff mit flinken Ellbogen zu drehen, eine Naht zu steppen, eine Schere zu gebrauchen, einen Schlitz zu schneiden, die Stecknadeln in ein Nadelkissen zu stecken, die Aufträge der Schneiderin auszuführen, einzustempeln, auszustempeln. Aber sie selbst sah den Stoff unter ihren Händen zerreißen, und wie alles immer kurz davor war, auseinanderzufallen, und allein, dass jemand auf die Idee kommen konnte, ihr eine

Schere in die Hand zu geben, kam ihr grausam vor. Irgendetwas hatte diese Stille, die die Handarbeit begleitete, an den scharfen, blanken Scherenblättern und wie sie durch den glatten Stoff glitten. Ganz ohne Gegenwehr schnitt der Stahl durchs Gewebe wie ein warmes Messer durch Butter, wie konnte der Stoff so weich und die Schere so hart sein? Tränen traten ihr in die Augen. Um sie herum war ein Schwanken, ein schwindelndes Schwirren, Morgen für Morgen verschmolz es mit Körperwärme und Nebelschleier, und Bella wünschte sich nur, die Balance zu finden, jemanden, der sie halten konnte, der bedingungslos liebte wie Nellie, doch ohne das fragende Gesicht. Da saß sie, in einer Hand die Schere, in der anderen Silberfaden und Kleiderstoff. Kraftvoll strömte das Blut durch sie, sie spürte es rieseln, sie füllte sich die Arme randvoll, mit glatten Stoffen und seidenartigen Bewegungen, aber immer war da der Zweifel, jeden Abend, wenn sie nach Hause kam und das kalte Essen aß, das man für sie aufgehoben hatte. Nellie war von dem feuchtbraunen Pferch oben in den Bergen geflohen, bei der erstbesten Gelegenheit, hatte sie verlassen und nie mehr zurückgeblickt. Jetzt hatte sie ihre eigene Familie, Kinder, ein großes Haus, das Flimmern einer anderen Welt, einer Welt, die Bella nicht hineinließ. – Das ist alles, was ich habe, erkannte sie. – Wirklich alles.

Brynhild war Bella geworden, sie war eine neue Person, aber was ihr gegeben wurde, konnte ihr auch genommen werden, und die Romantik und das schöne Licht über dem Lake Michigan waren schrecklich, sie musste

sich immer weiter übergeben. Die Stoffe waren zu dicken Rollen gewickelt, die sie an der Wand aufstapelte, altrosa, weiß, ocker, orange. Aber nichts löste einen Widerhall aus, nichts, was sie sah, spiegelte sich in dem, was in ihr war. Denn in Bella war es grau, ein gleichgültiger Nebel. Man muss sich in der Umgebung wiederfinden, bevor man sich in seinem Inneren finden kann, aber ganz gleich, wie schön sich der Nebel bei Einbruch der Dämmerung auf den See legte oder wie sanft die Wellen und die fließenden Muskeln in ihr sangen, riss sie nur aus Zufall nicht alles wieder in Stücke, was sie zusammengeflickt hatte.

Die schwüle Luft schwebte hellrot über dem Wasser, der Lake Michigan lachte sie mit seinen leisen, piksenden Insektenlauten aus. Das Außen fand keinerlei Echo in ihr, nicht im Körper, nicht im Denken und schon gar nicht im Herzen. Da saß Bella mit der Schere und der schwachen, vagen Lust im Unterleib, hier konnten alle haben, so viel sie wollten, aber sie wollte nichts, es gab keinerlei Nuancen, nur ein trauriges Begehren, eine traurigschwere Sehnsucht, in der sie nachts bohrte. Sie spielte mit der Scherenspitze an einer Rolle blutroten Stoffs, sah es deutlich. Die Schönheit war lebensgefährlich, und irgendetwas gab sich dafür zu erkennen, voll Ernst, unverzeihlich und trübe. Bella war in einer großen, offenen Welt, aber sie konnte sich selbst nicht mehr trauen. Was hatte sie zerstört? Diese Bewegungen, dieser Wille, – wer bist du eigentlich? Der Körper schlug in entgegengesetzte Richtungen aus, sie verstand das nicht, einerseits war er lähmend leer, andererseits aufbrausend und unersättlich. Bella war wehrlos, ganz sich selbst überlassen, die gesamte Prärie hämmerte in ihrer Brust. Das scharfe Metall glitt durch den Stoff, und wenn sie nur wollte, war alles gefährlich. Da saß sie Tag für Tag, im Rücken die eisige Krallen, im Schoß die blitzende Schere, verdammt zu Ohnmacht, Blut und Urin. Bella fasste sich an den Schädel. Der durchgeprügelte Kopf, der Druck hinter den Augen, es hörte nie auf, jedes Mal explodierte dieselbe Erinnerung und rieselte langsam zu Boden, das schmelzende schwarze Licht breitete sich in jeden Winkel aus und stachelte hoch ins Gesicht, Gottes große Hand hob sie empor durch die Nacht, hinauf ins Licht, durch die Wolken hindurch, bis sie unter sich das sandig wüste Flussbett sah, alles, was noch immer dort am Grund lag, trug sie zwischen den Bäumen hindurch, zu der stinkenden

schwarzen Lache. Gott, diese große Bewegung, hatte sie nicht vergessen, er wollte nur, dass sie sich an das, was geschehen war, genau erinnerte.

Bella befand sich in einer anderen Zeitzone, einer, die streitlustiger war, das Licht schien hier jähzorniger zu erwachen. Als würde es aus allen Richtungen zugleich angreifen. Als wäre Gottes Anwesenheit hier stärker und die Schöpfungsgeschichte noch immer im Begriff, nach ihrer Form zu suchen. Das Licht verbreitete sich mit solcher Aggressivität, als bäte Gott darum, auf die Probe gestellt zu werden, als müsste sich der Glaube bewähren, müssten die Menschen hier selbst herausfinden. Von beiden Seiten ein starker Druck, vor ihren blutunterlaufenen Augen schwirrten die Farben. Sie berührte ihren Mund, – so bin ich. Ihre Finger strichen über die Lippen, – so ist die Welt. An sich zu halten, erforderte Kraft. Bella spürte den Druck hinter den Augen, die Erinnerungen rieselten eiskalt herab in den Mund und füllten sie mit ihrem zähfließenden Licht, kein Zweifel, unter ihren Fingern zerriss alles. Der Lake Michigan schwoll an und flüsterte, – so ist Gott.

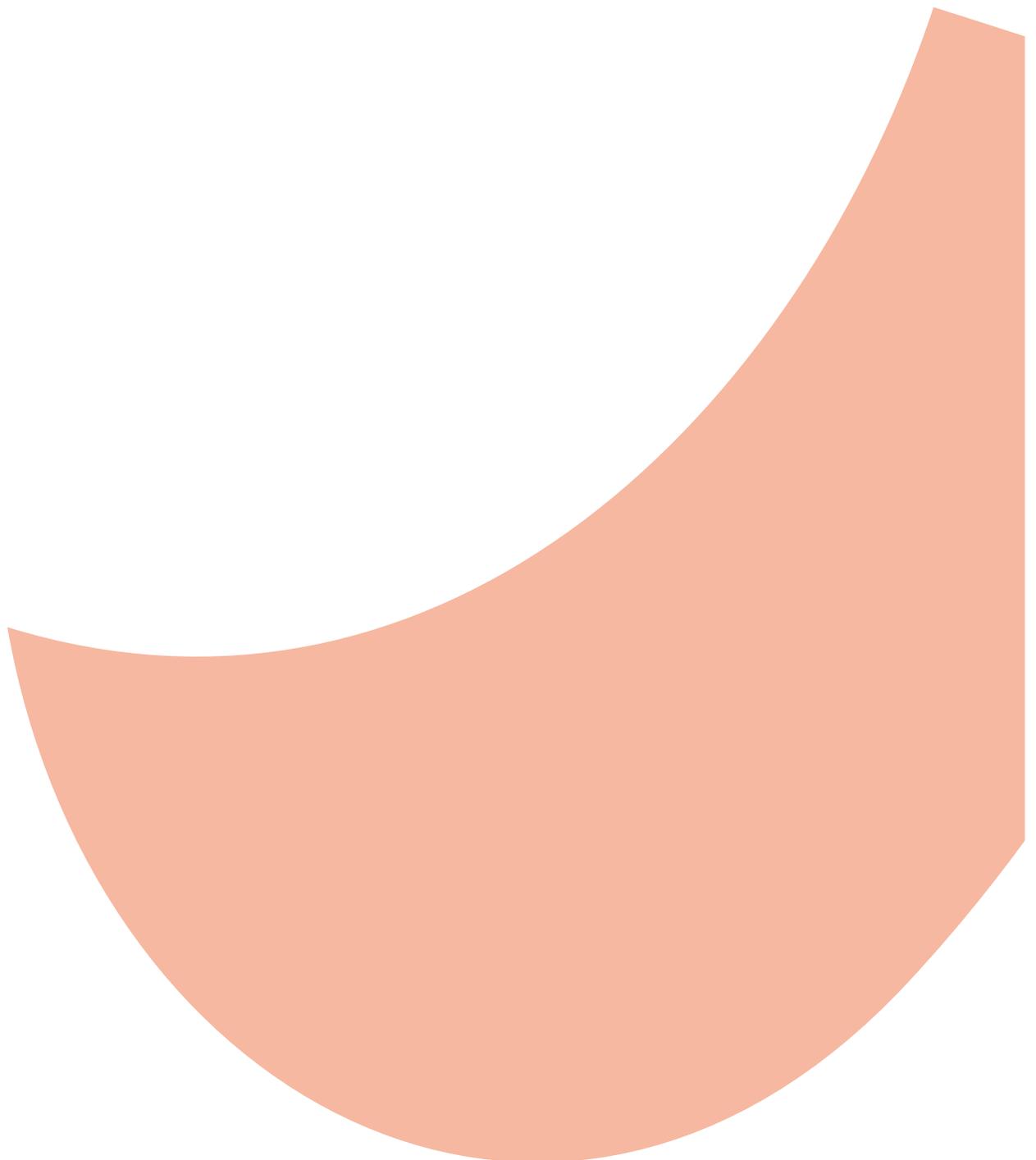
**Kielland/Ranzinger: *Meine Männer*,
Berlin: Tropen Verlag, 2023, S. 48–52.**

VICTORIA KIELLAND, geboren 1985 in Norwegen, studierte Theaterwissenschaft. Für ihre erste Buchveröffentlichung, die Prosasammlung *I lyngen* (2013), wurde sie für den Tarjei-Vesaas-Debütantenpreis nominiert. 2017 erhielt sie das Arbeitsstipendium des Literarischen Rats des Norwegischen Autor*innenverbandes. Für *Meine Männer* wurde sie mit mehreren Preisen ausgezeichnet.

ELKE RANZINGER, geboren 1980 in Passau, studierte Theaterwissenschaft, Nordistik und Neuere Deutsche Literatur in München und Bergen. Sie ist Übersetzerin, Moderatorin und Dramaturgin und übersetzt aus dem Norwegischen und Schwedischen, unter anderem Werke von Merethe Lindström, Helga Flatland und Tore Renberg.

Victoria Kiellands Buch erzählt von einer Frau, die sich der Welt nicht verschließen kann und an der Intensität ihrer Wahrnehmung nicht nur selbst zugrunde geht, sondern auch ihre Umgebung mit sich reizt. *Meine Männer* beginnt – 1876 im ländlichen Norwegen – mit der rettungslosen Liebe der siebzehnjährigen Magd Brynhild zum Erben des Hofs, folgt der Hauptfigur durch diese erste Katastrophe in die Emigration in die USA und immer tiefer hinein in einen Strudel der Zerstörung, an dessen Ende eine Serie von Morden steht. Kielland zieht uns radikal in die Perspektive ihrer Protagonistin, erzählt ganz aus deren mal grenzenlosem, mal erstickend engem Inneren heraus. Ihre Raselei wird zu einem sprachlichen Sturm – und Elke Ranzingers Übersetzung wirft sich mit voller Kraft hinein, erzeugt Zauber und Schmelz, Beklemmung und Schwindel, zieht alle Register von Flüstern bis Schreien.

– **Olga Radetzkaja**



Kiboggos
Himmelfahrt

Scholastique
Mukasonga

Aus dem
Französischen
von Jan Schönherr

L'histoire de Mukamwezi entrain dans le répertoire des conteuses de la nuit. Dans sa légende, elle rejoignait Kibogo et sa suite derrière les nuages et, dansant sur la crête de la montagne, elle se parait des perles de la pluie. Et le murmure du conte se mêlait aux rêves d'un enfant, Akayézu blotti sous le pagne de sa mère, à demi assoupi dans la chaleur du foyer, jusqu'à s'y confondre.

Die Trockenzeit ging ihrem Ende zu, als Akayézu sich vornahm, die alte Mukamwezi zu „evangelisieren“: die Heidin, die Hexe, die Schande des Hügels, die, wie der Katechet meinte, von wer weiß wo gekommen war, um uns zu verderben. Wir verachteten sie, wir schlossen sie aus, doch wir fürchteten sie gleichermaßen. Wir gaben uns alle Mühe, sie zu ignorieren, und wenn die Kinder von den Ältesten wissen wollten, wer denn die Alte sei, die ganz allein in einer elenden Hütte lebte, weit weg von allen anderen, versteckt zwischen den entlegensten Ausläufern des Runani, dann bekamen sie zur Antwort: „Bloß eine verrückte Alte, aber kommt der besser nicht zu nahe.“ Und wer einen Angehörigen ihres Clans traf, der fragte spöttisch: „Na, wie geht's Mama Kibogo?“, woraufhin der andere so tat, als habe er das nicht gehört oder verstanden. Außerdem versicherten alle, sie wüssten gar nicht mehr, wer dieser Kibogo überhaupt sei, und auch nicht, wie Mukamwezi je seine Gattin hätte sein sollen. Gut, manche räumten vielleicht ein, sie habe einmal am Hof des Königs Musinga und seiner furchterregenden Mutter, der Königinmutter Kanjogera, als eine Art Priesterin – oder wohl eher Hexe – gedient und Dämonenmessen abgehalten. Doch das waren frevelhafte Gedanken, die man besser beichten sollte, denn in den entferntesten Erinnerungen an die Zeiten, in denen unsere Eltern Heiden waren, lauerte der Teufel.

Aber wenn es dunkel wurde, gab Mukamwezis Rückkehr immer noch eine hübsche Geschichte für die abendlichen

Runden ab, und nicht zuletzt Akayézus Mutter schmückte einige Episoden gerne aus. So kehrte die, die man für immer verschwunden geglaubt hatte, zurück wie ein Gespenst aus dem Totenreich. Mit irgendjemandes Hilfe hatte sie am Fuß des Bergs eine kleine Rundhütte gebaut und bestellte dort ein steiniges Feld, von dem nicht die geringste Ernte zu erwarten war. **Bald gehörte ihre Geschichte fest zum Repertoire der Erzählerinnen. Laut der Legende hatte sie sich Kibogo und seinem Gefolge jenseits der Wolken angeschlossen, und wenn sie auf dem Bergkamm tanzte, war sie geschmückt mit perlenden Regentropfen. Die gesäu-selte Geschichte vermischte sich mit den Träumen eines kleinen Kinds – des unter dem wohligen warmen Wickeltuch seiner Mutter schlummernden Akayézu –, bis die eine nicht mehr von den anderen zu unterscheiden war.**

Zwar hätte keiner je gewagt, das auszusprechen, aber viele waren dennoch überzeugt: Mukamwezi war in den Himmel aufgestiegen, zu Prinz Kibogo, dem sie geweiht war, und hatte genau wie er Ruanda – oder wenigstens unseren Hügel – von der Dürre erlöst, die uns alle dahinzuraffen drohte. „Habt ihr gehört, was die Padri sagen?“, wisperten manche unterm Deckmantel der Nacht. „Habt ihr gehört, was in dem großen Buch steht, das sie uns zur Messe vorlesen? Yézu ist in den Himmel aufgestiegen und seine Mutter ebenfalls, und genau das haben Kibogo und Mukamwezi getan, aber Mukamwezi

ist zurückgekommen.“ Und noch ehe Akayézu in die Schule kam, lauschte er dem Geschwätz der alten Tratschtanten, und ihre Ammenmärchen verzauberten seinen kindlichen Geist.

Als Akayézu beschloss, die alte Mukamwezi zu „evangelisieren“, schlüpfte er nicht nur in seine weiße Soutane, sondern legte sich obendrein einen Rosenkranz wie den der Pater um den Hals, und allerlei Ketten schmückten seine Brust wie ein rasselndes Pektorale aus Medaillen, Kruzifixen, Glasperlen und den Knochen und Zähnen verschiedener Buschtiere.

An der Schwelle ihres Grundstücks, zwischen den Bambusbündeln links und rechts des Eingangstors, rief er nach Mukamwezi:

„Yewe, Mukamwezi, yewe, ich bin Akayézu, ich weiß, dass du mich kennst. Ich komme dich taufen. Hab keine Angst, der Imana von Ruanda schickt mich. Fürchte dich nicht, meine Taufe ist anders als die der Padri. Lass mich ein, wir dürfen keine Zeit verlieren, ich muss dich dringend sprechen, unser Imana hat gesagt: ‚Mukamwezi soll getauft werden.‘ Ich bin Akayézu, du kennst mich. Ich stamme von deinem Hügel. Ich bringe Weihwasser, eine Kalebasse mit Bananenbier, und außerdem Isongo und Honigwein.“

Fünfmal rief er so nach ihr, erhielt jedoch keine Antwort. Also ließ er sich an der Pforte nieder, auf einem Teppich aus Gräsern, den er anstatt einer Matte ausgebreitet hatte.



„Mukamwezi, komm heraus, ich weiß, du bist da, und deine Geister werden nicht versuchen, mich davonzujagen, ich habe hier was, vor dem sie selber Reißaus nehmen“, sagte er und klimperte mit seinen Medaillen. „Ich gehe nicht, bevor du mir antwortest. Ich esse nicht, bis du mich einlässt. Wenn du mir keine Antwort gibst, dann werde ich hier verhungern, und nach meinem Tod wird mein Umuzimu, mein Gespenst, dich Tag und Nacht heimsuchen, sodass auch du keinen Bissen mehr anrühren wirst. Lass mich rein. Ich bin's, der kleine Akayézu, du warst dabei, als ich geboren wurde.“

Erst bei Einbruch der Nacht erhielt der Seminarist eine Antwort:

„Akayézu, ich weiß, wer dich schickt, die Abakorwa nämlich, diese Hyänen, die unser Ruanda verflucht haben. Die sind keine Menschen. Ihre bösen Geister haben sich deiner bemächtigt, und jetzt hast auch du ein böses Herz. Ihr Giftwasser willst du mir über den Schädel schütten: Glaubst du, ich durchschaue ihre Machenschaften nicht? Auch in mir, in Mukamwezi, wohnt ein Geist, und der ist mächtiger, er gebietet dem Regen.“

„Mukamwezi, wenn ich dich taufe, wird das nicht wie in der Kirche. Wir machen es bei dir zu Hause, wir trinken Isongo, und wenn du willst, wird dir Honigwein über das Haar strömen: Akayézus Taufe wird das sein. Dein Imana sagt mir: ‚Wenn unsere Geister Hochzeit feiern, werden wir mächtig genug, um unser Ruanda zu retten.‘“

Lange herrschte Stille, dann kam ihre Antwort:

„Dein Honigwein ist nichts gegen den des Mwami. Am Hof habe ich den Honigwein des Königs getrunken, und wenn du mich besuchst, darfst du ihn kosten. Tritt ein und bring deinen Imana mit, dann werden wir ja sehen, ob er den meinen gefällt.“

Das Gerücht – nein, die Legende – besagt, Mukamwezi und Akayézu seien einen ganzen Monat zusammengeblieben, eingeschlossen in die Hütte. Aber was sie dort taten oder sagten, davon gibt es keine Kunde.

Als sie Akayézus Verschwinden bemerkte, rannte die aufgebrauchte Immaculata kreuz und quer über den Hügel und fragte die anderen Anhängerinnen des verstoßenen Seminaristen nach ihm. Die erwiderten, sie seien selbst besorgt, seit zwei Tagen habe ihn niemand gesehen. Als sie ihm wie jeden Morgen das Essen hatten bringen wollen, sei die Hütte leer gewesen. Schließlich aber rieten ihr die Kinder, die sich gern einen Spaß daraus machten, Akayézu als spottende Schar nachzulaufen: „Versuch's mal bei der Heidin, wir haben ihn in ihre Hütte gehen sehen. Vielleicht hat Mukamwezi ihn gefressen, wir haben gehört, die frisst Kinder, vielleicht frisst sie ja auch Männer in Kleidern.“ Verärgert scheuchte Immaculata die lachenden Kinder fort. Ein Alter hatte mitgehört und feixte:

„Dein alter Heide, dem hat sein Yézu nicht alles verraten, und jetzt will er wissen, wie man in den Himmel aufsteigt wie Kibogo.“

„Sei still, Großvater“, fuhr Immaculata ihm über den Mund, „du weißt ja nicht mehr, was du redest. Dein loses Mundwerk wird noch dein Verderben sein.“

Drohend hob der Alte den Stock, grummelte etwas und zog davon.

Der Raub Akayézus stürzte Immaculata in eine innere Unrast, die sich im Laufe der Tage zu quälender Angst steigerte.

Jeden Morgen stieg sie zum heiligen Wald, in der Hoffnung, Akayézu in seiner Hütte vorzufinden. Doch die blieb ausgestorben. Den Rest des Tages drückte Immaculata sich vor dem Haus der Zauberin herum. Sie lauschte, aber es drang kein Mucks an ihr Ohr. Stundenlang lauerte sie vor der Hütte darauf, dass jemand reinging oder rauskam, hoffte, einer der beiden trete früher oder später vor die Tür, und sei es auch nur, um am Graben hinter den Bananenstauden seine Notdurft zu verrichten. Doch die Tür blieb verschlossen. Wer sollte Akayézu vor den Hexenkräften Mukamwezis schützen, wer sollte ihn retten? Sollte man zu Yézu beten, oder – weil er bei einer Heidin war – doch besser zu den heidnischen Geistern, von denen die Kubandwa-Jünger bei ihren Riten besessen wurden? Wahrscheinlich war es ohnehin zu spät: Er stand längst unter dem Zauberbann der Hexe.

Immaculata wandte sich an Akayézus Fromme, die ihre Sorgen teilten und mit ihr beteten. Der Seminarist musste um jeden Preis dem Einfluss der Hexe entrissen werden. Gewiss hatte er seine

Der Königssohn Kibogo steht in diesem Roman symbolisch für den Widerstreit zwischen traditionellem Glauben und kolonialer Evangelisierung. Das kollektive Gedächtnis erinnert sich an den vor langer Zeit in Ruanda verstorbenen Kibogo, der in den Tagen der Dürre Regen brachte, sich opferte und in den Himmel emporstieg. Mukamwezi, die Frau des Geistes von Kibogo, fragt: „Woran willst du glauben? An das, was die Padri sagen, oder an die Erzählungen deiner Mutter?“ Das schürt Konflikte, die Dorfbewohner*innen wissen nicht mehr, an wen sie sich wenden sollen. Scholastique Mukasonga erzählt diese reiche Geschichte eines Landes, seiner Wurzeln und Legenden in einer zugleich spöttischen und zärtlichen Sprache. Sie lässt die Leser*innen in diese unglaublichen Geschichten eintauchen, die von Generation zu Generation überliefert und im Laufe der Zeit immer weiter ausgeschmückt werden. Diese Kunst des Erzählens spiegelt sich in der präzisen Übersetzung von Jan Schönherr wider, die dem Rhythmus Mukasongas folgt und die Oralität des Textes auf wundervolle Art ins Deutsche überträgt.

– **Ibou Coulibaly Diop**

Macht überschätzt, Mukamwezi war stärker gewesen, hatte ihn und seinen Imana überwältigt. Lang berieten sich die Frauen, um ein Gegengift zu finden. Endlich wurden sie sich einig. Geeignet war allein das Mittel, das sie ihren Kindern gaben, um sie dem Tod abspenstig zu machen: Milch.

„Aber“, wandte eine der Matronen ein, „nicht bloß irgendeine Milch! Wir brauchen die Milch einer Kuh, die zum ersten Mal gekalbt hat, die allererste, gelbe Milch mit dickem, schwerem Schaum. Die wird ihm das Leben wiedergeben.“

„Und melken muss sie ein junger, starker, tüchtiger Mann“, ergänzte Mathilda, Akayézus Schwester. „Einer, der den Eimer fest zwischen den Schenkeln halten kann.“

„Da weiß ich genau den Richtigen“, sagte die zweite Matrone, „mein jüngster Sohn ist berühmt unter den Hirten. Aber der Eimer, der Icyansi, darf vorher noch nie andere Milch enthalten haben. Vorsichtshalber machen wir am besten einen neuen, und zwar aus dem Holz des Korallenbaums und aus keinem anderen.“

„Und wie sollen wir ihm die Milch zu trinken geben?“, fragte Théréza, die freie Frau aus Kigali.

„Er muss sie gar nicht trinken: Die Milch ist für seinen Imana“, erklärte die andere Matrone. „Hast du in der Stadt vergessen, wie das mit den Geistern funktioniert? Man tunkt einen kleinen Zweig und seine Blätter in die Milch, schüttelt ihn, und die Tropfen reichen aus.“

„Ihr habt recht“, sagte Immaculata, „genau so werden wir es machen. Aber

eins habt ihr noch nicht bedacht: Zu Akayézus Imana gehören auch die der Padri. Habt ihr etwa seinen Namen vergessen? Akayézu? Ich glaube, wegen dieses Namens kann auch Yézu ihm zu Hilfe kommen. Und was haben wir von diesen Imana? Ihre Medaillen! Die Padri sagen, die schützen vor bösen Geistern, Krankheiten und allen Übeln. Wir müssen sie in die Milch werfen und den Topf gut schütteln, damit ihre Kräfte sich vermischen. Dann besprenkeln wir tief in der Nacht, von so nahe wir können, Mukamwezis Pforte und ihre Hütte. Hinterher vergraben wir ringsum die Medaillen, und ich, Immaculata, spreche außerdem die Formel, die mir der Seminarist beigebracht hat, um böse Geister zu vertreiben: *Vade retro, Shatani*. Und ihr, ihr sprecht dazu die Zaubersprüche unserer Mütter: Amata, Amata, kamarashyano, Milch, Milch, reinige alles.“

Mukasonga/Schönherr: *Kibogos Himmelfahrt*, Berlin: Claassen, 2024, S. 64–71.

SCHOLASTIQUE MUKASONGA, geboren 1956 in Ruanda, lebt und arbeitet in der Normandie. Ihre Romane erscheinen bei Éditions Gallimard. Sie wurde unter anderem mit dem Prix Renaudot, dem Grand Prix SGDL de la Nouvelle und dem Prix Simone de Beauvoir pour la liberté des femmes ausgezeichnet. Ihr Buch *Die Heilige Jungfrau vom Nil* wurde 2019 unter dem Titel *Notre-Dame du Nil* verfilmt.

JAN SCHÖNHERR lebt in München und hat Autor*innen wie Jack Kerouac, Jacques Poulin und NoViolet Bulawayo übersetzt. Für seine Arbeit wurde er mehrfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Arbeitsstipendium des Freistaats Bayern 2022.

Quallen

haben

keine Ohren

Adèle

Rosenfeld

Aus dem
Französischen von

Nicola Denis

La nuit, je reprenais ce vieux rituel que j'avais depuis l'enfance, de frotter mon oreille contre l'oreiller. C'était mon audiogramme à moi, une jauge dans mes peurs d'être totalement sourde. Sourde et aveugle dans le noir. L'oreiller-étalon faisait toujours le même son, de papier crépon, c'était réconfortant. Mais, aujourd'hui, l'oreiller ne froissait plus comme avant.

9.

In den darauffolgenden Tagen wandte ich meinen Körper immer wieder der Stille zu. Strafte ihn wie einen Stoff Richtung Licht, um mir alle Stimm- lagen der Klänge anzueignen. **Nachts kehrte ich zu meinem Kindheits-ritual zurück und rieb mein Ohr am Kopfkissen. Das war mein persönliches Audiogramm, ein Messwert für meine Angst, vollkommen taub zu werden. Taub und blind in der Dunkelheit. Das Kopfkissen-Eichmaß verursachte immer das gleiche, tröstliche Geräusch von Krepppapier. Doch heute knitterte das Kopfkissen nicht so wie früher.** Der Klang hatte sich entfernt, war tiefer geworden, wo er doch einmal so hoch und präsent gewesen war; er war ergraut.

Es machten sich erste Anzeichen von Nervosität bemerkbar: Ich wickelte mir meine Haare um die Finger, und während meine Geste immer zwan- ghafter wurde, entspann sich eines Tages ein Dialog mit ihnen:

„Hast du wirklich geglaubt, dass sich die Dinge mit unserer Beseitigung einfach wieder einrenken würden?“

Meine Haare hatten es mir immer verübelt, dass ich sie vor zehn Jahren geschoren hatte.

„Darüber haben wir doch schon gesprochen. Ja, ich habe geglaubt, dass die Dinge sich einrenken würden, dass ich mit dem Abrasieren meine Behinde- rung sichtbar machen würde.“

„Du hast uns so gepflegt und dann von einem Tag auf den nächsten ein- fach kurz und klein geschnitten.“

„Ich wollte, dass sie mein Hörgerät sehen, dass sie sehen, welche Schwie- rigkeiten ich habe.“

Die Haare lamentierten weiter, als wäre ihnen eine Laus über die Kopf- haut gelaufen: „Du wirst schon sehen, wenn du mal Krebs bekommst, wie leid dir die Aktion dann tun wird.“

Ich hörte auf, sie liebevoll zu kämmen.

Selbst mit kahl geschorenem Kopf hatte sich nichts geändert. Das Ver- ständnis für meine Behinderung ver- hielt sich leider nicht proportional zum Anblick meines Hörapparats.

Ich hatte das Gefühl, einfach dort deponiert worden zu sein, ohne Bedie- nungsanleitung, in einer Gesellschaft, die von mir wie von allen Bürgern ver- langte, dass ich meinen Platz fand und ihn mir verdiente.

Manchmal erheischte ich einen Blick auf den sorgenvollen Soldaten, der schattenhaft an mir vorbeihinkte. Manchmal spürte ich sogar seinen ent- setzten Blick auf mir. Zweimal täglich brachte er mir eine Schüssel mit Bouil- lon, immer die gleichen Brühwürfel, die er in Wasser auflöste. An seinen fla- ckernden Augen sah ich, dass er nicht ganz richtig im Kopf war. Er streckte seine zitternde Hand nach der Schach- tel mit den Maggiwürfeln aus, und mit einem irren Blick verdünnte er zornig die Mischung im Wasser.

Ich igelte mich weiter ein in der Stille, aber der Soldat tobte sich an den Maggischachteln aus und quirlte mit starren, weit aufgerissenen Augen unaufhörlich in dem bräunlichen Wasser. Das Geräusch des Schnee- besens im Topf zerschellte an den Wänden, ein bisschen wie der Lärm einer geschlagenen Armee, der meinen stillen Rückzugsort störte.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn in die Wirklichkeit zurückzuholen, da sich aber keiner von uns beiden in dieser befand, kläpperte er weiter im Topf.

Vor einer Weile hatte ich gelesen, dass die Angst vor einer feindlichen Invasion eine Welle an psychischen Erkrankungen ausgelöst und die Soldaten vor dem Aufbruch an die Front zur Fahnenflucht bewogen hatte. Ein Bataillonschef hatte sogar eine paranoide Zwangsvorstellung wegen eines Gerüchts um Maggîwürfel entwickelt. 1914 waren die aus Deutschland importierten Reklametafeln der Marke an Häuserecken und Kreuzungen angebracht worden, und angeblich sollen sie den Deutschen als Wegweiser nach Paris gedient haben.

Ich versuchte, den Soldaten zu beruhigen, und blies ihm sachte in den Nacken, wollte ihn mit Stille streicheln, die Niederlage, die Geräusche der Uniformmäntel und Patronentaschen, den Wahnsinn des Feindes von ihm fernhalten. Er verlangsamte seine Handbewegung, bevor er schließlich ganz aufhörte, seine Wut zu schlagen.

Ich dachte mit geschlossenen Augen nach. Das erinnerte mich an den Krieg, der tauben und der hörenden, wieder aufgeflammt war. Ich hatte mich an die Finsternis der Stille gewöhnt, doch ich durfte die Hörende nicht vergessen. Es war Zeit, hinauszugehen.

10.

Ich nahm mein Leben wieder in die Hand, entsorgte die Brühwürfel und machte mich auf die Suche nach einem Job. Während ich den Arbeitsmarkt mit Lebensläufen überschwemmte, die das Label „Anerkennung als behinderte Arbeitnehmerin“ trugen, rauchte der Soldat in der Sonne.

Die erste positive Antwort, die mich erreichte, betraf die befristete Anstellung in einem Rathaus. Die Arbeitsplatzbeschreibung war nicht deutlich umrissen, was meinem Profil und meiner Motivation vollauf entsprach.

Per E-Mail bekam ich einen Termin mit der Person, die die Abteilungsleiterin zu sein schien. Am Tag selbst übte ich vor lauter Angst, nichts zu verstehen, noch einmal, wie ich mich vorstellen wollte. Wie sollte ich Fragen zu Besprechungen oder Telefonaten beantworten? Ich wusste nicht mehr, wozu ich in der Lage war und wozu nicht.

Das Rathaus war eine halbe Stunde mit dem Bus entfernt. Es war

ein Neubau, zwischen zwei Hausmann'schen Gebäuden, der mit seiner verglasten Eingangstür und seiner zwischen Gipskarton und Spiegelglas changierenden Fassade nicht zum Rest passte. Als ich durch die Sicherheitskontrolle gegangen war, landete ich in einem kleinen Raum, der mit den aneinandergeschraubten blauen Plastiksitzen und seiner Zierbanane an den Wartesaal eines Provinzbahnhofs erinnerte. Eine große, blasse und gebeugte Frau begrüßte mich mit einem schlaffen Händedruck und forderte mich auf, ihr zu folgen.

Während ich hinter ihr herging, erriet ich, dass sie mit mir sprach, ihre näselnde Stimme verlor sich im Echo der Wände. Ich war außerstande, ihr die Situation zu erklären, und setzte stattdessen ein dümmliches Lächeln auf, das sie sah, als sie den Kopf wandte, um sich zu vergewissern, dass ich immer noch da war. Ich wusste nicht, ob das, was sie mir gesagt hatte, eine Antwort verlangte, ob sie bereits ein Urteil über mich gefällt oder noch gar nichts bemerkt hatte, doch die Spannung beim Betreten ihres Büros war greifbar.

Ich setzte mich in den Sessel ihr gegenüber und musterte die Aktenstapel, die wie Burggräben zwischen uns lagen. Bedauerlicherweise war ihr Kopf hinter ihrem PC verschwunden, dessen Lüfter mein Gesicht erhitze und meine Verstörung steigerte.

„Sie wollen also (*ich verrenkte mich auf meinem Sitz, um von ihren Lippen abzulesen, aber das blasse Gesicht entzog sich meinem Blick*) Sommer.“

Vielleicht spielte sie auf einen Sommerjob an? Warum nicht.

Vielleicht fragte sie schon nach meinem Sommerurlaub? Unmöglich.

Vielleicht fragte sie mich, ob ich einen schönen Sommer verbracht hatte? Das konnte nicht sein.

Es hätte auch „kommen“ statt „Sommer“ sein können, möglicherweise wollte sie also wissen, ob ich zu ihnen kommen wollte.

Auf gut Glück antwortete ich: „Ja.“

Ihr brauner Kopf tauchte hinter dem Bildschirm auf und musterte mich erstaunt, bevor er wieder hinter seinem Bergfried verschwand.

Dann meinte ich zwischen einem Räuspern oder Grummeln das Wort „anmaßend“ zu hören. Mein Phonemgedächtnis suggerierte mir zumindest nichts anderes. War ich etwa anmaßend? Was hatte ich Ungeschicktes sagen können? Was genau meinte sie?

Mich packte die Wut, während das Grummeln immer vernehmlicher wurde.

„Verstehen Sie (*Gekläff*) wir wollen (*Grummeln*)“, fragte die Stimme hinter dem PC.

Ich hörte es nur noch bellen, jaulen und kläffen, um mich herum klang alles nach einem misshandelten Hund.

Dann war ein Klingelton zu vernehmen, sollte das ein Feueralarm sein? Alle meine Organe gefieten in Panik. Die Abteilungsleiterin tastete ihre Akten ab und förderte schließlich einen Telefonhörer zutage.

Das war es nur!

Ich murmelte ein „Bitte schön!“ im Dreiviertelprofil, um ihr zu bedeuten, dass ich das Gespräch nicht mit anhörte, mich aber nach wie vor bereit hielt; das Ganze garniert mit einem entspannten Lächeln.

Ich schielte auf ihre Tastatur und versuchte, meine Lust zu bezähmen, nach diesem grandios gescheiterten Tag einfach die Backspace-Taste zu drücken.

In diesem Moment spürte ich einen warmen Luftstrom an meinen Waden, der nicht vom PC-Lüfter stammte. Ich nutzte die Unaufmerksamkeit meines Gegenübers, um unter meinen Sitz zu schauen, als mich ein plötzlicher Schmerz aufschreien ließ. Ein Deutscher Schäferhund, ein Tschechoslowakischer Wolfhund oder ein Bullterrier hatte mir in die Wade gebissen. Er starrte mich mit seinem einzigen Auge an – das andere war kaputt – und hatte, bereit wieder anzugreifen, das Maul weit aufgerissen. Wie gelähmt schaute ich nach unten und zog unendlich langsam die Beine hoch, bis ich meine Knie an die Brust pressen konnte, die Abteilungsleiterin legte auf.

Sie sah mich empört an. Ich setzte mich wieder ordentlich hin und betete, dass ich nicht von dem Hund attackiert wurde, der mit dem Schwanz auf den Boden schlug. Offenbar bekam die Abteilungsleiterin nichts davon mit.

„(*Grummeln*) Stunde Handicap.“ Das schien eine Frage zu sein. Was konnte ich darauf antworten? Ihr die Schwerhörigkeit erläutern, die Verunsicherung, wie sollte ich ohne zittrige Stimme darüber sprechen? Der gefürchtete Moment war da, sie würde eine Reihe unangenehmer Fragen stellen. Ohne zu überlegen, versuchte ich es mit einem Ablenkungsmanöver und erwiderte:

„Handicap ist eigentlich ein Begriff aus dem Pferdesport, der im 18. Jahrhundert in England auf der Pferderennbahn aufgekommen ist. Die auf das jeweilige Pferd gesetzte Summe wurde in einer Mütze – auf Englisch *cap* – gesammelt. Bei einem Handicap-Rennen wird dem besseren Pferd ein

größeres Gewicht aufgeladen, damit die wettkämpfenden Tiere mit gleichen Chancen ins Rennen gehen.“

Und angesichts ihrer sprachlosen Miene schloss ich: „Wenn Sie auf mich setzen, gewinnen Sie das Rennen, Ihr Plansoll an Arbeitnehmern mit Behinderung zu erfüllen – ein echter Gewinn!“

Sie erhob sich und unterstrich damit das Ende unseres Nicht-Gesprächs, reichte mir ihre schlaffe Hand, in die wiederum ich meine feuchte Hand legte, und schob mich Richtung Tür.

Rosenfeld/Denis: *Quallen haben keine Ohren*, Berlin: Suhrkamp Verlag, 2023, S. 33–40.

ADÈLE ROSENFELD wurde 1986 geboren und lebt in Paris. *Quallen haben keine Ohren* ist ihr erster Roman. Er stand auf der Shortlist des Prix Goncourt du Premier Roman und wurde mit dem Prix Première 2023/2024 sowie dem Prix Féneon 2022 ausgezeichnet.

NICOLA DENIS, geboren 1972 in Celle, übersetzt unter anderem Honoré de Balzac, Éric Vuillard und Marie-Claire Blais. 2021 erhielt sie den Prix lémanique de la traduction und 2023 den Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis. Für ihre Übersetzung von *Quallen haben keine Ohren* wurde sie gemeinsam mit der Autorin Adèle Rosenfeld mit dem Prix Première 2023/2024 ausgezeichnet.

In Adèle Rosenfelds Roman geht es um Münder. Und Stimmen. Und Ohren. Und Licht. Rosenfeld erzählt von Louise, die aus der Welt der Hörenden stammt, wegen ihrer drohenden Taubheit aber in die Welt der Gehörlosen driftet. Die Außenwelt wird für sie zu einer Quelle der Angst; Louise verwendet all ihre Kraft darauf, zu verschleiern, wie wenig sie verstehen kann. „Die Stille wurde zu einem Feind, den es zu bekämpfen galt“, schreibt Rosenfeld und schildert an anderer Stelle die „letzten Sonnenstrahlen, die die Modellierungen der Lippen nicht völlig zunichtemachen“. Diese einzigartige Sprache hat Nicola Denis auf herausragende Weise ins Deutsche übersetzt, feinfühlig und mit einem poetischen Gespür für den Klang der Worte. Dies ist eine Geschichte, die so noch nicht erzählt wurde: bewegend, lyrisch, als ein Ausdruck jener Stärke, die das Leben mit einer Hörbehinderung erfordert. Die Hörenden dürfen dankbar sein, die Welt durch Rosenfeld und Denis besser zu verstehen.

– **Khuê Phạm**

Meine Katze
Jugoslawvien

Pajtim
Statovci

Aus dem Finnischen
von Stefan Moster

Yritin vakuuttaa itselleni, että säästöjeni sijoittaminen käärmeeseen, terrariaan, kiipeilypuuhun, lämpömattoon, vesiasiaan ja pakastettuihin hiirihin oli hyvä ratkaisu, vaikka ensimmäiset päivämme olivat sujuneet huonosti.

Ich redete mir ein, dass es eine gute Entscheidung gewesen war, mein Erspartes in eine Schlange, ein Terrarium, einen Kletterbaum, eine Wärmematte, einen Wasserbehälter und tiefgefrorene Mäuse zu investieren, auch wenn unsere ersten gemeinsamen Tage schlecht verlaufen waren.

Ich wusste nicht, womit man sie in ihren vorherigen Unterkünften gefüttert hatte, aber die aufgetauten Mäuse riefen keinerlei Reaktion hervor. Ich legte sie ihr neben das gummiartige Maul, und sie blinzelte gelangweilt. Sie schien kein bisschen an den Mäusen interessiert, sondern nur daran, sich um meinen Arm oder meinen Körper zu schlingen. Und das tat sie auch von morgens bis abends, sie folgte mir überallhin.

Nachdem sie ihre Scheu abgelegt hatte, glitt sie über den Fußboden in alle möglichen Ecken. Wie nasse Seife. Am Morgen hatte sie sich um die Kloschüssel geschlungen, am Nachmittag fand ich sie auf der Hutablage im Flur, und am Abend hatte sie sich über die Rückenlehne meines Schreibtischstuhls gelegt wie ein Haufen getragener Kleider. Ich hatte genaue Anweisungen für ihre Pflege erhalten: Eine glückliche Schlange brauche Liebe, Ruhe und Grenzen. Aber keine noch so große Liebe, keine Ruhe und keine Grenzen machten die Schlange zu dem, was sie hätte werden sollen.

Ich hatte verstanden, dass sie gern für sich war und nach und nach Vertrauen zu dem Menschen fasste, der mit ihr umging. Sie würde zuerst ihr Terrarium kennen lernen und erst danach wagen, sich auf größerem Gebiet zu bewegen – anders würde ihr die Größe

ihres Reviers Angst einjagen und sie bliebe unfähig, es zu schützen. Aber wenn ich sie ins Terrarium legte und die Wärmematte einschaltete, drehte und wendete sie sich aggressiv, sodass das Glas des Terrariums unter dem gequälten Strampeln zu brechen drohte.

Wenn ich sie auf meinen Schoß klettern ließ, wickelte sie sich so fest um mich, und wenn ich versuchte, sie loszuwickeln und auf den Boden zu legen, drückte sie doppelt so fest zu, worauf ich sie würgen musste, indem ich sie mit harter Hand unterm Kinn packte. Sie zischte oft, und letztlich gab ich immer nach und wich zurück.

Sie biss auch. Mal schnappte sie nach meiner Hand, mal nach meinem Gesicht, und selbst wenn ich laut wurde und es ihr strikt verbot, wenn ich den elastischen Hals unterm Kinn so stark zudrückte, dass meine Nägel weiß wurden, lernte sie daraus nicht, sondern biss bald erneut so heftig zu, dass ich ihre gebogenen Zähne und die zwei feuchten Spitzen ihrer Zunge spürte.

Nach einigen Tagen musste das Leben weitergehen. Die Zeit, die ich dafür reserviert hatte, dass wir uns kennenlernten und aneinander gewöhnten, war abgelaufen, und ich musste die Schlange allein in der Wohnung lassen. Als ich an einem kalten Novembermorgen zur Straßenbahn ging und die vom Reif graue Erde unter meinen Schritten knirschte, begriff ich, dass ich sie vermisste. Ihre Scheu und ihre Abhängigkeit von mir. Und ihr Aussehen, das schöne, symmetrische Sattelmuster. Meine Schlange war die größte und stärkste und schönste von allen Schlangen, sagte ich und sah zu, wie

meine Worte in der kalten Luft dampften, meine Schlange hatte den kleinsten Kopf und die schmalsten Kiefer und die dichteste Schuppung, den rätselhaftesten Charakter und die haltbarste Haut, die sie schneller abwarf, als alle anderen ihrer Art.

Ich stieg in die Straßenbahn, setzte mich ans Fenster, seufzte tief und schloss die Augen, bis ich die Haltestelle an der Universität erreichte und das Hauptgebäude betrat. Wenig später machte ich die Tür zum Hörsaal auf und setzte mich in den vorderen Teil. Das eine oder andere wohlmeinende Nicken, und die Vorlesung begann.

Die Dozentin sprach über den geänderten Verlauf des Kurses: Anstatt einer Abschlussklausur würde es eine Gruppenarbeit geben, ein dreißigseitiges Paper über eines der im Kurs behandelten Themen. Mein Magen fühlte sich an, als hätte ich einen faustgroßen Stein verschluckt, und nachdem wir in Vierergruppen aufgeteilt und gezwungen worden waren, uns zusammenzusetzen, stellte ich mich den anderen in meiner Gruppe nicht vor, sondern sagte, ich sei krank, hätte Fieber und müsse leider gehen. *Ja*, sagte ich, *es geht mir so schlecht, dass ich auf der Stelle gehen muss.*

Ich fühlte mich an der Universität nicht wohl, auch wenn ich mir eingeredet hatte, durch ein Studium ein besseres Leben aufbauen zu können. Direkt nach dem Gymnasium bewarb ich mich auf einen Studienplatz an der philosophischen Fakultät, und dachte, so könne ich die richtigen Leute kennenlernen und so weiter und so fort. Als ich meinen

Namen auf der Liste der angenommenen Studierenden sah, war ich so stolz und glücklich, dass ich glaubte, die Freude darüber würde bis ans Ende meines Lebens anhalten. Ich würde Kulturwissenschaften, Geschichte, Sprachen und Sprachwissenschaft studieren. Ich würde klug und einflussreich werden, fließend auf Deutsch, Englisch und Schwedisch parlieren. Ich dachte, so würde ich eine andere Wahl haben als meine Eltern, die in dieses Land gekommen waren und aus dem Nichts neu hatten anfangen müssen. Ich hätte Arbeit und ein gutes Leben, Wohlstand und eine angemessene Rente, die Freiheit, alles anders zu machen. Und Freunde, durch deren Unterstützung ich den Mut hätte, meinen Weg zu gehen.

Aber je länger ich studierte und je mehr Job-Bewerbungen ich verschickte, umso schneller verstand ich, dass das bei einem wie mir so nicht laufen würde. *Ausländer müssen sich ein dickes Fell zulegen, wenn sie etwas anderes tun wollen, als den Finnen zu dienen*, sagte mein Vater. *Mache es nur so wie sie. Verdirb dein Leben, indem du bist wie sie, aber du wirst noch merken, dass sie dich erst recht hassen, wenn du versuchst, so zu sein wie sie, und dann wirst du dich auch selbst hassen. Gib ihnen diese Genugtuung nicht!*

Und er sagte: *Mach dir nicht zu viel Mühe mit der Arbeit, nur um festzustellen, dass sie nirgendwohin führt. Warum ist es so wichtig, in den Prüfungen gute Noten zu bekommen? Nachts aufzubleiben und Dinge auswendig zu lernen, die keinen Nutzen haben? Hat das einen Sinn? Um zwei Uhr*

nachts mit geschwellenen Augen unter der Leselampe zu sitzen, solche Kopfschmerzen zu bekommen, wie du sie hast, und solche Wut- und Heulanfälle schon in so jungen Jahren, wenn du dich dann doch nicht an die Wörter in den fremden Sprachen erinnern kannst, an die Namen von Pflanzen und Vögeln und Bäumen, an Jahreszahlen, Wendepunkte, bedeutende Persönlichkeiten, Gleichungen, Beugungsformen, Epochen, Stilrichtungen, Bestandteile von Herz, Lunge, Nieren, Darm. Ich sage dir das nur einmal: Sei niemals besser als sie!

Ich lernte niemanden kennen und fand keinen einzigen Freund. Ich jobbte in Supermärkten und Hausmeisterfirmen, putzte in Krankenhäusern und trug Post aus. Was mir auf den Fluren der Universität zufällig zu Ohren kam, klang belanglos: Es wurde über Stundenzuschüsse geredet und darüber, was das Essen kostete und die Miete, über schlecht bezahlte Jobs und zu niedrige Freibeträge und über Studentenwohnungen in schlechtem Zustand, oder in allen Einzelheiten über die ewige Abfolge von Studentenpartys.

Ich konnte es nicht ertragen. Jeder dieser Menschen war nur die Kopie eines anderen. Ihr Leben war das eine, mein Leben das andere, und es war eine solche Qual zu hören, worüber sie sprachen, dass ich keine Zeit mit ihnen verbringen wollte.

Verstanden die Leute in diesem Land denn nicht, wie hoffnungslos das Leben für den größten Teil der Menschen war? Dass Menschen starben, jeden Tag. Dass sie mit Ledergeißeln ausgepeitscht wurden und man sie

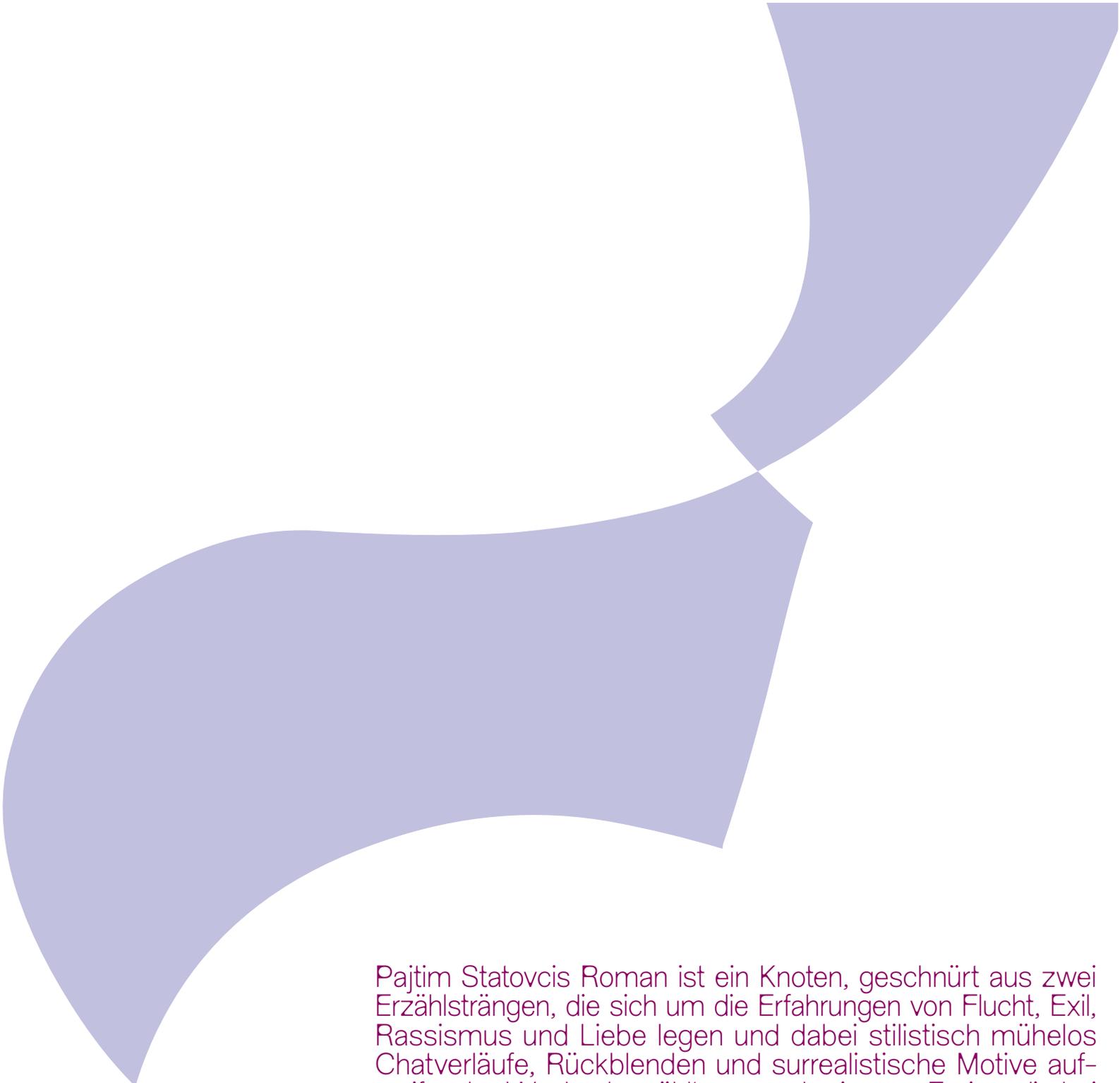
zwang, Rattengift zu essen, dass man in ihre Autos eindrang, ihr Eigentum schändete, stahl oder anzündete, und dass man sie in dunkle Zellen oder in Arbeitslager brachte, wo sie so lange dahinsiechten, bis sie vergaßen, woher sie kamen.

Ich begegnete ihnen feindselig, überheblich, verachtete ihre Lebensgewohnheiten, Entscheidungen und Probleme. Ich verdrehte die Augen vor ihnen, ihre öffentlichen Gespräche widerten mich förmlich an, und ich lachte über die Bücher, die sie schrieben. Denn was wussten sie schon vom richtigen Leben, vom richtigen Leid? Gar nichts.

Statovci/Moster: *Meine Katze Jugoslawien*, München: Luchterhand Literaturverlag, 2024, S. 41–46.

PAJTIM STATOVCI, geboren 1990, ist ein finnisch-kosovarischer Schriftsteller. Im Alter von zwei Jahren zog er mit seinen albanischen Eltern aus dem Kosovo nach Finnland, wo er Vergleichende Literaturwissenschaft studierte. Statovcis Werk wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Helsinki Writer of the Year Preis. Er arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität von Helsinki.

STEFAN MOSTER, geboren 1964 in Mainz, ist Schriftsteller und Übersetzer. Er war Dozent an Universitäten in München und Helsinki und übersetzte unter anderem Werke von Hannu Raittila, Ilkka Remes, Kari Hotakainen, Markku Ropponen, Petri Tamminen und Daniel Katz ins Deutsche. 2009 gab Moster sein literarisches Debüt mit dem Roman *Die Unmöglichkeit des vierhändigen Spiels*. Er wurde unter anderem 2001 mit dem Finnischen Staatspreis für ausländische Übersetzer, 2018 mit dem Martha-Saalfeld-Förderpreis und 2022 mit dem Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis ausgezeichnet.



Pajtim Statovcis Roman ist ein Knoten, geschnürt aus zwei Erzählsträngen, die sich um die Erfahrungen von Flucht, Exil, Rassismus und Liebe legen und dabei stilistisch mühelos Chatverläufe, Rückblenden und surrealistische Motive aufgreifen. Im Wechsel erzählt er von der jungen Emine, die bei Kriegsausbruch mit Mann und Kindern aus Jugoslawien fliehen muss, und von Bekim, ihrem Sohn, der Männer liebt – beide verbunden durch denselben Mann, unter dessen Gewalt sie leiden. Statovci gelingt es, transgenerationale Traumata und die Folgen des Exils spürbar zu machen, ohne das Thema explizit auszustellen. Im Gegenteil – in dieser skurrilen Fabel findet sich der Protagonist in einer manipulativen Beziehung mit einer homophoben Katze wieder, die ihn schließlich dazu bringt, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen. Statovcis zurückhaltende Sprache wurde von Stefan Moster schlicht, aber umso wirkungsvoller übersetzt. Ein in seinem trockenen Ton seltener Roman – intelligent, schmerzhaft und nicht ohne Selbstironie.

– **Cia Rinne**

Wenn es
an Licht fehlt

Juan

Gabriel

Vásquez

Aus dem
Spanischen
von Susanne Lange

Sergio ya no era el de los ojos de sapo, sino que había venido a construir el socialismo. Ya nadie le preguntaba, tocándole el pelo, si tenía que ponerse rulos por las noches para que se le ensortijara de esa manera. Ya nadie le preguntaba de qué color veía el mundo a través de sus ojos verdes, porque era evidente que el mundo, en cuanto a él, era del color de la Revolución.

Die Chong Wen war eine Art Elite-schule für die Kinder abwesender Eltern: Leute aus dem Führungsstab der Kommunistischen Partei, zum Beispiel, oder integrierte Ausländer, die wichtige Funktionen innehatten. An die zwanzig Schüler kamen wie Sergio und Marianella aus dem Freundschaftshotel, doch sie beide waren die einzigen Internen. Die anderen kehrten jeden Nachmittag ins Hotel zurück, genossen die drei Restaurants, ihre luxuriösen Zimmer und die Gesellschaft ihrer Eltern. Marianella beneidete sie ganz offen. „Was haben wir verbrochen?“, fragte sie Sergio. „Warum können wir nicht bei Mama und Papa sein? Warum bestrafen sie uns?“ Sergio dagegen fand zu einer soliden Kameradschaft mit den Internen, die mit Ressentiments und einer politischen Sprache einherging: Sie waren die echten Proletarier; die Heimkehrer verachtenswerte Kleinbürger. Der Zauber bestand darin, dass Sergio eine Brücke zwischen beiden Welten darstellte und sich bald der Vorteile bewusst wurde. Wenn ein chinesischer Mitschüler feine Schuhe suchte, konnte Sergio sie ihm in den Läden des Freundschaftshotels beschaffen. Ein Schüler der letzten Jahrgänge sprach ihn eines Tages in der Pause leise an, ob es stimme, dass er Maotai besorgen könne. Das war der begehrteste chinesische Schnaps; er wurde in kleinen Mengen hergestellt, jedenfalls in allzu kleinen Mengen für ein so großes Land, und kam niemals auf den Markt (es hieß, die Parteiführer tranken ihn weg), aber Froschauge war in der Lage, ihn zu kaufen. Als wäre er wieder im Internat Germán Peña und verteilte Lucky-Strike-Zigaretten.

Wenn Sergio und Marianella am Wochenende Ausgang hatten, spazierte Luz Elena mit ihnen durch die Stadt. Sie sahen sich gern die Antiquitätenläden in der Liulichang-Straße an, in die die alten bürgerlichen Familien, die die Revolution überrollt hatte, ihre Schätze trugen, die Zeugnisse ihres nutzlosen Überflusses. Jeder Laden war ein Nachlassverzeichnis früherer Zeiten, eine Bestandsaufnahme übermäßigen Reichtums und ein melancholischer Beweis der Gleichheit, die die Revolution auferlegt hatte. Luz Elena besah sich traufig die Schaufenster, denn sie hatte genügend Fantasie, sich die zerbrochenen Familien vorzustellen, aber sie wollte nicht die Botschaft untergraben, auf der Fausto herumritt, wann er nur konnte: War sie nicht wunderbar, diese Welt, in der alle gleich waren? War eine Welt nicht wunderbar, in der man auf der Straße den Reichen nicht vom Armen unterscheiden konnte, weil alle gleich gekleidet waren?

„Gleich, aber hässlich“, sagte Marianella, wenn ihr Vater nicht zuhörte. „Wo soll da der Witz sein.“

Doch es stimmte: Dort in der Straße der Antiquitätenhändler trugen alle – Männer, Frauen, Kinder, Alte – die gleiche Kleidung im gleichen Indigo-blau. Unmöglich zu wissen, ob sie früher reich gewesen waren oder so arm wie jetzt. Von Aristokratie zeugten nur blasse Spuren: eine nicht zu verbergende Eleganz beim Gehen, eine Sprachmelodie, wenn sie um etwas baten, eine Bemerkung, die einen schuld beladenen Kosmopolitismus verriet. Einmal kamen sie in nähere Berührung mit dieser verschwundenen Welt, und

Sergio würde es nie vergessen. Jeden Sonntag bot ihnen das Expertenbüro, das für die Gäste im Freundschaftshotel zuständig war, einen Rundgang durch die Stadt an. Für Sergio und Marianella, die die ganze Woche in der Enge der Chong-Wen-Schule verbrachten, waren diese wenigen Stunden, in denen sie wieder zu westlichen Toufisten wurden, wie ein Balsam. Sergio wusste natürlich, dass es Tage der bürgerlichen Verseuchung waren, gefährlich für die Haltung eines jungen Revolutionärs, aber er warf sich einen Wollpullover über die Schulter, stieg in einen Bus mit dreißig Passagieren und besichtigte die Chinesische Mauer, die Verbotene Stadt oder den Sommerpalast, und wenn er dort den Arm um seine Mutter legte und zusammen mit seinem Vater für ein Foto posierte, die beiden wieder vereint und das Gespenst der Trennung gebannt, dann konnte er ein widerwärtiges Gefühl des Glücks nicht unterdrücken.

An einem dieser schuldbelasteten bürgerlichen Sonntage gingen sie in den Botanischen Garten. Am Morgen hatte Luz Elena die Kinder zu sich gerufen und ihnen gesagt: „Heute werdet ihr jemand Besonderen kennenlernen.“ Sie meinte Puyi, den letzten chinesischen Kaiser. Sergio begeisterte die Vorstellung, einen Mann kennenzulernen, der mächtiger gewesen war als ein König, und betrat das Gelände mit großen Augen. Im Hauptgebäude empfing sie ein Beamter, der allen anderen gleich, im gleichen blauen Anzug wie alle, mit ebenso gastfreundlichen Umgangsformen, der jedoch mit geradem Rücken und erhobenem Kopf durch die Räume

ging, als suchte er etwas am Horizont. Er trug eine runde Brille und hatte einen Zug um die Lippen, den man nur stolz nennen konnte, auch wenn er äußerst ungeschickt wirkte (mehr als einmal stolperte er in diesen wenigen Minuten über etwas, und als er einmal eine Handbewegung machte, schlug er sich die Brille von der Nase). Er erzählte ihnen von dem Ort und seinen Wundern, und so erfuhr Sergio, dass der Mann nicht irgendein Beamter war, sondern verantwortlich für den Garten. Doch dann begriff er: Der Mann war trotz seines Anzugs und seines Berufs nicht bloß Gärtner. Es war Puyi.

Der ehemalige Kaiser verlor kein Wort über seine Vergangenheit, und niemand fragte ihn danach, obwohl alle wussten, wer er war und wie sein früheres Leben ausgesehen hatte. Dieser toufistische Ausflug ins Gärtnereische war fast so etwas wie ein Pakt des Schweigens über eine beschämende Vergangenheit. Sergio hatte das unerklärliche Bedürfnis, ihn noch einmal zu sehen, also sonderte er sich von der Gruppe ab und lief dahin zurück, wo man sich von ihm verabschiedet hatte. Und da sah er ihn zwischen den Blumen kauern, eine Gartenschere in der Rechten. In der anderen Hand hielt er die Brille, und Sergio merkte, dass er sie abgenommen hatte, um sich das Gesicht abzuwischen. Er sah ihn im Profil und aus der Ferne, also nur undeutlich, doch Sergio stellte sich vor, dass der ehemalige Kaiser weinte.

Am nächsten Tag erzählte er in der Schule einem Lehrer von dem Besuch. Der verzog angewidert das Gesicht. „Ein Verräter“, sagte er. „Doch er wurde umerzogen, die Revolution hat ihn umerzogen. Er hat seine Verbrechen eingestanden, hat eingestanden, dass sein vergangenes Leben wertlos war, und hat es bereut. Und Mao hat ihn empfangen, weil Mao großzügig ist.“

Während Marianella mit der Schule auf Kriegsfuß stand – sie legte sich mit der Lehrerin an und wurde immer wieder von ihr gerügt, weil sie sich systematisch der verzwickten Mathematik verweigerte –, hatte sich Sergio zu einem Musterschüler entwickelt. Als Ende des Jahres die Zeit der Prüfungen kam, wusste er über das Leben der Helden Bescheid, als wäre er dabei gewesen, und konnte alle revolutionären Parolen wiederholen. Das tat er voller Stolz, auch wenn ihm nichts davon in den Prüfungen nutzte, denn es wurde nur in zwei Fächern geprüft: Mathematik und Sprache. Sergio bestand relativ

erfolgreich in Mathematik, aber niemand hatte erwartet, dass er in Sprache ebenso gut abschnitt wie seine Klassenkameraden. Er wusste, dass er als Ausländer bestimmte Vergünstigungen erhielt – das Vorrecht eines Wörterbuchs, zum Beispiel –, und dann erfuhr er, dass die Prüfung aus einem einzigen Test bestand: in zwei Stunden einen Aufsatz über ein Thema verfassen, das der Lehrer an die Tafel schrieb. Es war eine nationale Prüfung, Millionen von Chinesen im ganzen Land würden über dasselbe Thema schreiben.

Mit der Kreide in der Hand ging der Lehrer zur Tafel, fragte, ob alle bereit seien, und fing zu schreiben an. Sergio blickte auf und las:

Ich bin unter der roten Fahne mit den fünf goldenen Sternen geboren.

Seine erste Reaktion war: Das ist nicht fair. Ich bin nicht hier geboren, sondern anderswo, das können sie nicht von mir verlangen. Er dachte daran, zu protestieren, sich zu beschweren, um Nachsicht zu bitten. Und dann sah er eine Chance.

Er korrigierte den Titel: *Ich bin NICHT unter der roten Fahne mit den fünf goldenen Sternen geboren.* Er schrieb: „Nein, ich bin nicht unter der roten Fahne mit den fünf Sternen geboren, aber jetzt beschirmt sie mich und ich empfinde sie so sehr als meine wie die eigene ...“ Und dann erzählte er, dass er unter einer gelb-blau-roten Fahne geboren worden war, der Fahne eines fernen Landes mit Namen Kolumbien. Er erklärte, aus welchen Gründen er in dieses Land gekommen war, das ihn liebevoll aufgenommen und ihm das Vorrecht zugestanden hatte, seine Ausbildung an einer Schule wie der Chong Wen fortzusetzen.

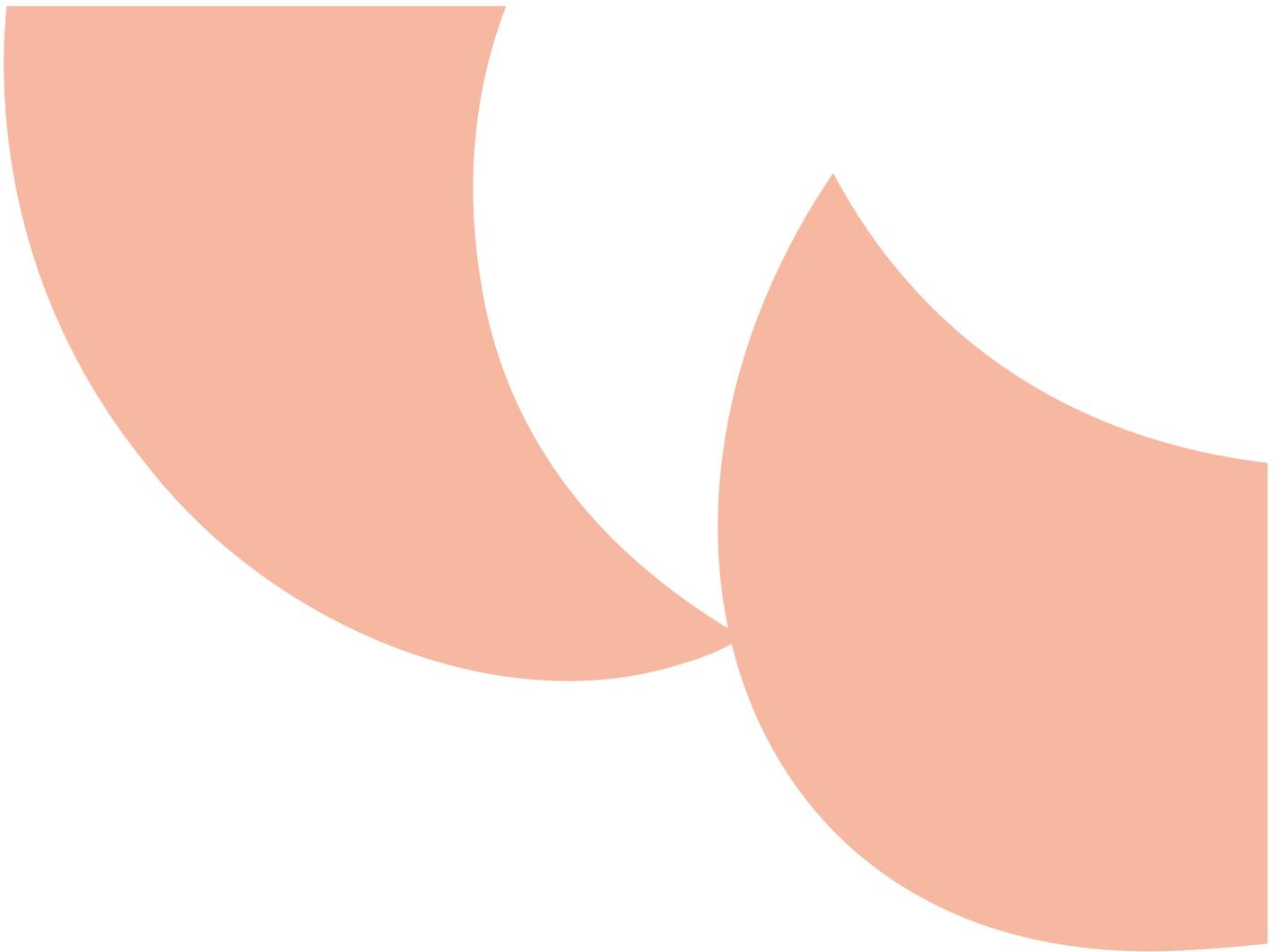
Der Aufsatz, eine jugendliche Beschreibung dessen, was für Sergio der „proletarische Internationalismus“ war, erhielt die Höchstnote der Schule. Der Lehrer las ihn der Klasse vor. Die *Volkszeitung* veröffentlichte ihn zusammen mit ausgewählten Aufsätzen anderer Schüler in ganz China, und das Staatsradio sendete ihn Wort für Wort. In der Chong-Wen-Schule war Sergio, der sich bereits als Händler begehrter Dinge beliebt gemacht hatte, zu einem Prestigeobjekt geworden. Schüler wie Lehrer blickten nun anders auf ihn. **Sergio war nicht mehr Froschaug, sondern war gekommen, um den Sozialismus zu errichten. Niemand fasste ihm mehr ins Haar und fragte, ob er nachts mit**

Lockenwicklern schlafe, damit sie sich so rollten. Niemand fragte mehr, in welcher Farbe er die Welt durch seine grünen Augen sah, denn es lag auf der Hand, dass die Welt für ihn die Farbe der Revolution hatte.

Vásquez/Lange: *Wenn es an Licht fehlt*, Frankfurt/M.: Schöffling & Co., 2023, S. 136–140.

JUAN GABRIEL VÁSQUEZ, geboren 1973, sorgte mit seinem Debütroman *Die Informanten* (2010) international für Aufsehen. Für seinen Roman *Das Geräusch der Dinge beim Fallen* (2014) wurde er mit dem Alfaguara-Literaturpreis sowie dem IMPAC Award ausgezeichnet. *Die Gestalt der Ruinen* (2018) stand auf der Shortlist des Man Booker Preises, für *Wenn es an Licht fehlt* (2023) erhielt er den Premio Bial de Novela Mario Vargas Llosa. Seine Werke wurden in sechzehn Sprachen übersetzt.

SUSANNE LANGE, geboren 1964 in Berlin, lebt in Barcelona und Berlin. Sie erhielt für ihre Übersetzungen zahlreiche Auszeichnungen wie den Johann-Heinrich-Voß-Preis und war August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessorin für Poetik der Übersetzung an der Freien Universität Berlin. Zu den von ihr übersetzten Autor*innen gehören unter anderem Fernando del Paso, Federico García Lorca, Carmen Laforet, Juan Rulfo, Javier Marías und Miguel de Cervantes. Sie ist Mitherausgeberin einer vierbändigen Anthologie spanischer und hispanoamerikanischer Lyrik.



Juan Gabriel Vásquez wagt es, das Dokumentarische mit dem Epischen zu verknüpfen, und fängt damit eine Epoche ein, die in deutscher Sprache zu oft bloß als europäische erzählt wird. Dank Susanne Langes kluger und eleganter Übersetzung kann nun auch eine deutschsprachige Leser*innenschaft der Familie Cabrera vom Spanischen Bürgerkrieg nach Lateinamerika und China folgen und dabei die global wirkenden Konsequenzen des europäischen Faschismus, des Kalten Krieges und der kommunistischen Idee der Weltrevolution miterleben. Vásquez verbindet dabei nicht nur Kontinente, Zeiten und historische Ereignisse, sondern zeigt in seinem durch Klarsicht und Feinsinn geprägten Ton, wie Menschen Ideologien bekämpfen oder ihnen verfallen können. *Wenn es an Licht fehlt* ist ein facettenreicher Roman, der Einblicke in die lateinamerikanische Filmwelt und Kulturproduktion zusammenführt mit einer herausfordernden, originellen Perspektive auf das Weltgeschehen und einer bewegenden Generationengeschichte.

– **Asal Dardan**

Shortlist 2024

James
PERCIVAL EVERETT
aus dem Englischen von Nikolaus Stingl
Carl Hanser Verlag, 2024

Meine Männer
VICTORIA KIELLAND
aus dem Norwegischen von Elke Ranzinger
Tropen Verlag, 2023

Kibogos Himmelfahrt
SCHOLASTIQUE MUKASONGA
aus dem Französischen von Jan Schönherr
Claassen, 2024

Quallen haben keine Ohren
ADÈLE ROSENFELD
aus dem Französischen von Nicola Denis
Suhrkamp Verlag, 2023

Meine Katze Jugoslawien
PAJTIM STATOVCI
aus dem Finnischen von Stefan Moster
Luchterhand Literaturverlag, 2024

Wenn es an Licht fehlt
JUAN GABRIEL VÁSQUEZ
aus dem Spanischen von Susanne Lange
Schöffling & Co., 2023

Seit 2009 verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Dotiert mit 35.000 Euro – 20.000 Euro für Autor*in, 15.000 Euro für Übersetzer*in – zeichnet er ein herausragendes Werk der internationalen Gegenwartsliteratur und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Aufbauend auf dem Erbe des Preises, das Verständnis für heterogene Formen des Geschichtenerzählens zu erweitern, können seit 2023 auch deutsche Erstübersetzungen internationaler Lyrik eingereicht werden.

Das Gewinner*innen-Duo des diesjährigen Literaturpreises wird am 5. Juli im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung im Haus der Kulturen der Welt bekanntgegeben (Eintritt frei).

Die Titel der Shortlist 2024 werden in den Wochen vor der Preisverleihung in mehreren Lesegruppen gemeinsam gelesen und diskutiert. Nähere Informationen zur Teilnahme und alle Termine unter: hkw.de/lesegruppen

V.i.S.d.P.: Jan Trautmann

Redaktion: Arno Raffener, Veronika Rau,
Zacharias Wackwitz

Abdruck der Textstellen mit freundlicher
Genehmigung der Verlage

Design: Studio Yukiko

Das Haus der Kulturen der Welt ist
ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen
des Bundes in Berlin GmbH.

Intendant und Chefkurator:
Prof. Dr. Bonaventure Soh Bejeng Ndikung,
Kaufmännische Geschäftsführerin:
Charlotte Sieben

hkw.de/literaturpreis

Das Haus der Kulturen der Welt wird gefördert
durch die Beauftragte der Bundesregierung für
Kultur und Medien sowie das Auswärtige Amt.



Haus der Kulturen der Welt
John-Foster-Dulles-Allee 10
10557 Berlin

